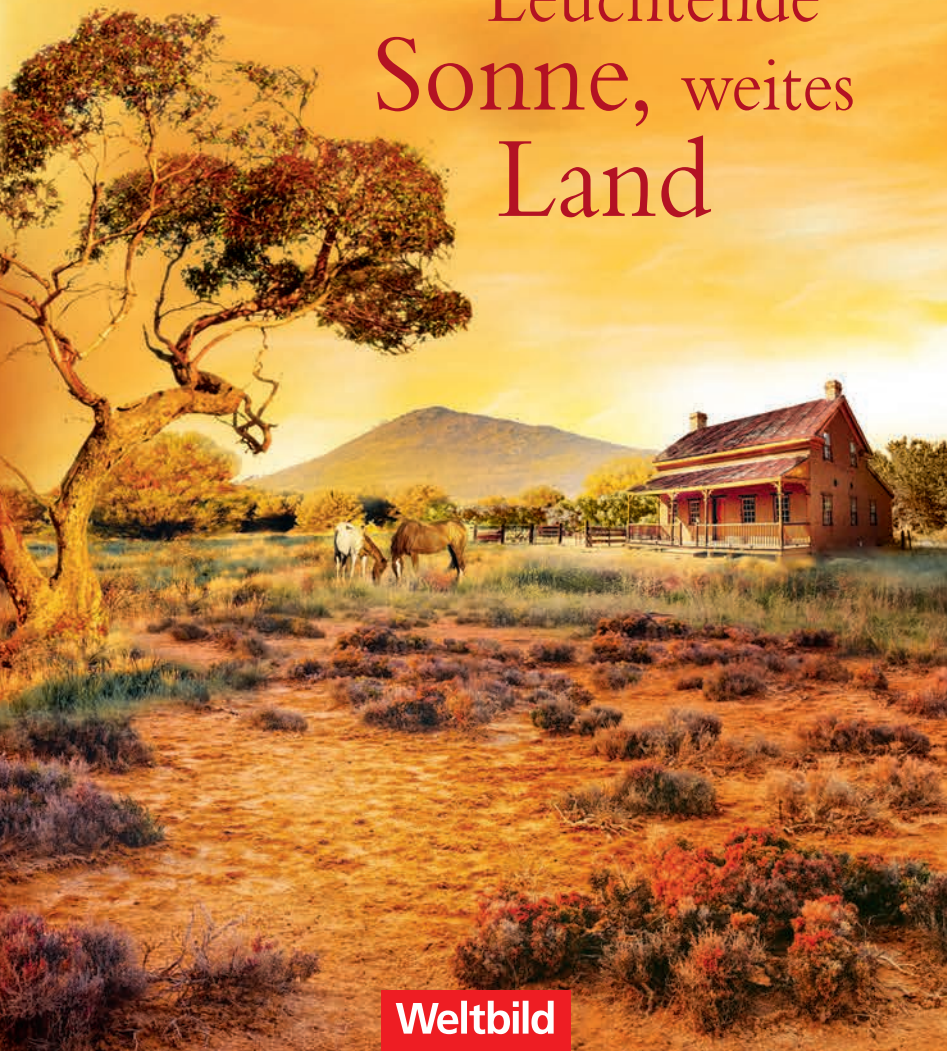


# ELIZABETH HARAN

Leuchtende  
Sonne, weites  
Land



Weltbild

Leuchtende Sonne, weites Land

## Elizabeth Haran

**Elizabeth Haran** wurde in Simbabwe/Afrika geboren, als das Land noch Südrhodesien hieß. In den 1960er-Jahren zog ihre Familie nach England. Später wanderten sie nach Australien aus. Elizabeth Harans erstes Buch wurde im Jahr 2001 veröffentlicht. Seitdem verfasst sie jedes Jahr einen Roman. Für ihre Recherchen reist sie durch ganz Australien und besucht die Orte, die als Kulisse für ihr nächstes Buch dienen. Elizabeth lebt mit ihrer Familie und vielen Tieren an der Küste Südaustraliens. Nach dem Schreiben ist Kochen ihre zweite Leidenschaft.

Elizabeth Haran

# Leuchtende Sonne, weites Land

Roman

Aus dem australischen Englisch von  
Sylvia Strasser

**Weltbild**

Die australische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*A Faraway Place in the sun* bei Elizabeth Haran



Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2009 by Elizabeth Haran  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by  
Bastei Lübbe AG, Köln  
Übersetzung: Sylvia Strasser  
Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Umschlagmotiv: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-98507-007-7

Ich widme dieses Buch  
meiner lieben Freundin Eleanor Robinson, die wie eine  
zweite Mutter für mich ist.

Eleanor, wir haben immer so viel Spaß zusammen,  
und du bedeutest mir so viel.

## Prolog

Atlanta, Georgia  
Januar 1946

»Polizei! Machen Sie auf, Mr. Gordon-Smith!«, befahl eine energische Männerstimme, die den Lärm auf der Straße übertönte.

Heftig wurde gegen die Tür gehämmert. Margaret, Lionel und ihre beiden Kinder konnten die aufgebrachte Menge hören, die sich in der Dunkelheit vor dem weißen Lattenzaun versammelt hatte, der den gepflegten Garten umgab. Die Nachbarn in diesem überwiegend von Weißen bewohnten, gutbürgerlichen und sonst so ruhigen Vorort von Atlanta waren vermutlich genauso erschrocken über den Aufruhr da draußen wie Lionel und seine Familie, denen die Anfeindungen des Pöbels galten.

Begonnen hatte alles zwei Tage zuvor nach dem tragischen Tod der siebenjährigen Valmae Brown. Inzwischen hatte sich die Lage derart zugespitzt, dass die Familie um ihr Leben fürchten musste und sich nicht mehr aus dem Haus wagte.

Lionel spähte vorsichtig durch die Spitzengardinen des Fensters neben der Haustür. Im schwachen Lichtschein konnte er zwei uniformierte Männer auf der Veranda erkennen. Hinter ihnen, auf der Straße, sah er zornige Gesichter im Schein einiger Fackeln.

»Es ist wirklich die Polizei«, sagte er mit einem Blick auf

das verängstigte Gesicht seiner Frau. »Ich lasse sie besser herein.«

»Warte! Bist du auch ganz sicher?«, flüsterte Margaret angespannt. Sie sorgte sich vor allem um ihre beiden Kinder, die sie auf ihr Zimmer geschickt hatte, wo sie zwischen den geschlossenen Vorhängen hindurch auf die Straße hinauslugten.

Die dreizehnjährige Jacqueline war ungewöhnlich vernünftig und pragmatisch für ihr Alter, während Mitchell, ihr achtjähriger Bruder, ein rechter Wildfang war. Die Geschwister standen einander sehr nahe. Jacqueline, die sich nicht erklären konnte, warum sich die aufgebrachten Schwarzen da draußen versammelt hatten, war starr vor Angst, aber sie versuchte, sich ihrem Bruder zuliebe nichts anmerken zu lassen.

»Von denen droht uns bestimmt keine Gefahr«, sagte Lionel nach einem weiteren prüfenden Blick aus dem Fenster.

Jetzt erst sah er, dass die beiden Polizisten keine Unbekannten waren. Er wusste, sie waren wegen Margaret gekommen. Sosehr ihn der Gedanke auch beunruhigte, dass sie sie festnehmen könnten – im Augenblick wäre sie im Gefängnis vermutlich sicherer als zu Hause.

Lionel schob den Riegel zurück, ließ die Beamten herein, schloss die Tür schnell wieder und verriegelte sie erneut. Er hatte Sergeant Riley und den jungen Officer Jellicoe bereits zwei Tage zuvor kennen gelernt, als sie Margaret wegen Valmae vernommen hatten.

»Warum unternehmen Sie nichts gegen den Pöbel da draußen?«, fragte Lionel ungehalten. Er konnte seinen Zorn kaum unterdrücken.



»Meine Männer versuchen, die Leute zu zerstreuen, Sir«, erwiderte Sergeant Riley entschuldigend und mit einem Seitenblick auf Margaret. »Ich habe angeordnet, dass die Rädelführer festgenommen werden. Ich schätze, dann werden die anderen nach Hause gehen.«

In Wirklichkeit hielt er die Lage für so ernst, dass er Verstärkung von einem anderen Revier angefordert hatte. In den amerikanischen Südstaaten waren die als »Jim Crow« bekannten Gesetze zur Einhaltung der Rassentrennung, mit denen eine Diskriminierung der schwarzen Bevölkerung einherging, immer noch in Kraft, auch wenn sich allmählich ein Wandel bemerkbar machte. Da im Süden die Arbeitslosigkeit unter den Schwarzen sehr hoch war, hatten sich während des Zweiten Weltkriegs viele freiwillig zum Militär gemeldet. Sie waren mit Handkuss genommen worden, sodass sich die Regierung jetzt gezwungen sah, ihre scheinheilige Haltung aufzugeben: Man konnte die Schwarzen nicht länger als Bürger zweiter Klasse behandeln.

Aber unter den Weißen gab es Gruppierungen, die sich vehement gegen den Wandel sträubten und an der alten Ordnung festhalten wollten. Nachdem in der Gegend unlängst zwei Morde verübt worden waren, hatten sich die Spannungen zwischen Schwarz und Weiß verschärft. Die Schwarzen forderten Wiedergutmachung für das erlittene Unrecht. Und Valmaes Tod war in ihren Augen ein Unrecht von ungeheuren Ausmaßen. Ein weiterer Mord. Obwohl alle »Beweise« Margaret entlasteten, verlangten die Schwarzen, dass sie ins Gefängnis gesteckt wurde.

Lionel konnte es nicht fassen, dass die Polizei offenbar nicht imstande war, mehr für ihn und seine Familie zu tun.

Er hätte seinem Unmut gern Luft gemacht, beherrschte sich aber, um seine Frau nicht noch mehr zu beunruhigen. In ohnmächtigem Zorn ballte er die Fäuste.

Jacqueline öffnete die Zimmertür vorsichtig einen Spalt breit und lauschte.

»Wir sind gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass die Ermittlungen abgeschlossen sind, Mrs. Gordon-Smith. Der Fall wird zu den Akten gelegt. Es wird keine Anklage gegen Sie erhoben werden«, sagte Sergeant Riley.

Jacqueline wusste nicht genau, was der Polizeibeamte damit meinte, aber sie sah, dass ihre Mutter alles andere als erleichtert wirkte, und das verwirrte sie. Der Sergeant trat näher zu ihrer Mutter hin und raunte ihr etwas zu, das Jacqueline aber nicht verstehen konnte. Das blasse Gesicht ihrer Mutter verzerrte sich vor Kummer, und sie rang nervös die Hände, was sie nur tat, wenn sie sehr aufgewühlt war.

»Es ist mir egal, was Sie sagen«, brach es aus ihr hervor. »Ich bin schuldig! Ich weiß es, und die da wissen es auch.« Sie machte eine vage Handbewegung zu der Menge draußen auf der Straße hin und begann unvermittelt zu schluchzen.

Lionel legte seiner Frau tröstend seinen Arm um die zuckenden Schultern. »Hör auf, dir Vorwürfe zu machen, Maggie. Woher hättest du wissen sollen, dass das kleine Mädchen auf dem Parkplatz war? Es war dunkel, und sie hätte um diese Zeit zu Hause sein sollen. Wenn man jemandem die Schuld an diesem schrecklichen Unglück geben kann, dann ihren Eltern.«

»Aber ich wusste, dass sie immer wieder zur Ballettschule kam«, erwiderte Margaret unter Tränen. »Ich hätte besser

aufpassen müssen. Ich hätte mich vergewissern müssen, dass sie nicht in der Nähe ist.«

»Das hätte auch nichts geändert. Du warst nicht für sie verantwortlich, Maggie. Wann wirst du das endlich begreifen?«, stieß Lionel frustriert aus.

Er wusste nicht mehr, wie oft er in den letzten beiden Tagen versucht hatte, ihr ihre Schuldgefühle auszureden, aber Margaret wollte einfach nicht auf ihn hören. Als ehemalige professionelle Balletttänzerin, die an der privaten Vivienne School of Ballet unterrichtete, konnte sie die Begeisterung des kleinen schwarzen Mädchens für das Tanzen sehr gut verstehen. Sie machte sich bittere Vorwürfe, dass sie sich nicht stärker für die Kleine eingesetzt hatte, deren sehnlichster Wunsch es gewesen war, Ballettunterricht zu nehmen.

Jacqueline versuchte, sich einen Reim auf das, was sie aufgeschnappt hatte, zu machen. Offenbar gab ihre Mutter sich die Schuld am Tod eines schwarzen Mädchens, und die Schwarzen in der Stadt schienen sie ebenfalls dafür verantwortlich zu machen. Aber was genau sollte ihre Mutter getan haben? Und wie war das kleine Mädchen ums Leben gekommen? War sie überfahren worden?

Jacqueline hatte Angst, die Polizei werde ihre Mutter mitnehmen, doch es sah nicht danach aus. Sie freute sich natürlich darüber, aber sie fragte sich auch, weshalb die Menschen draußen auf der Straße so wütend waren, wenn ihre Mutter unschuldig war.

»Sie sollten wissen, dass da draußen auch einige Reporter warten«, fügte der Sergeant warnend hinzu. »Wenn die Zeitungen Wind davon bekommen, dass wegen Valmae Browns Tod keine Anklage gegen Sie erhoben wird, könnte das die

Stimmung anheizen.« Er sah Lionel ernst an. »Das heißt, es könnte noch wesentlich mehr Ärger geben. Vielleicht wäre es ganz gut, wenn Sie die Stadt für eine Weile verlassen würden.«

Was er in Wirklichkeit dachte, nämlich, dass es für die Familie lebensgefährlich sein könnte zu bleiben, behielt er für sich, da Margaret sich ohnehin schon am Rand eines Nervenzusammenbruchs befand. Er brauchte nicht deutlicher zu werden. Lionel arbeitete in der britischen Botschaft, er wusste um die Brisanz der Situation.

Im gleichen Augenblick ließ ein gewaltiges Krachen und Klirren, das vom Nachbarhaus kam, sie alle zusammenfahren.

»Margaret, schau bitte nach den Kindern«, bat Lionel. Als sie außer Hörweite war, fragte er mit gedämpfter Stimme, wobei er abermals einen besorgten Blick nach draußen warf: »Was meinen Sie, werden wir jemals in unser Zuhause zurückkehren können?«

»Ich wollte Ihre Frau nicht unnötig beunruhigen, Sir, aber ich an Ihrer Stelle würde die Stadt so schnell wie möglich verlassen. Ich habe nicht genug Leute, um Sie und Ihre Familie im Ernstfall schützen zu können, und der Pöbel da draußen will Blut sehen.« Der Sergeant senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Die Ballettschule, wo Valmae Brown ums Leben kam, wurde vor ein paar Stunden in Brand gesetzt, und am Everglade Drive sind zwei Geschäfte überfallen und verwüstet worden. Bei einigen Ihrer Nachbarn sind die Fenster eingeworfen worden. Die Lage wird von Stunde zu Stunde brenzlicher. Berichten die Zeitungen erst einmal darüber, dass auf eine Anklage gegen Ihre Frau verzichtet

wird, könnten Sie und Ihre Familie ernsthaft in Gefahr sein.«

Lionel nickte. Ihm war der Ernst der Situation völlig klar.  
»Sie haben Recht. Ich werde Ihren Rat befolgen.«

»Gibt es einen Hinterausgang?«

»Ja. Von der Garage gelangt man auf eine kleine Straße hinter dem Haus.«

»Gut. Dann sehen Sie zu, dass Sie so schnell wie möglich von hier wegkommen«, riet der Sergeant.

Margaret kam vom Kinderzimmer zurück. Im gleichen Moment war draußen ein dumpfes Scheppern zu hören. Der Sergeant lugte aus dem Fenster. Auf dem Fußweg vom Bürgersteig zur Haustür lag eine Statue, die von ihrem Sockel im Vorgarten gestoßen und zerbrochen war. Einige Polizisten versuchten, die aufgebrachte Menge zurückzudrängen.

»Ich muss zu meinen Leuten«, sagte der Sergeant. Er nickte Lionel mit einer knappen Kopfbewegung zu. »Viel Glück, Sir. Ma'am.«

Lionel ließ ihn hinaus und sperrte die Tür sofort wieder zu.

»Wir sind in großer Gefahr, nicht wahr?«, wisperte Margaret, der die düstere Miene des Polizeibeamten und sein unheilvoller Tonfall nicht entgangen waren.

»Pack schnell ein paar Sachen zusammen, Maggie«, sagte Lionel. »Der Sergeant hat Recht. Wir können nicht hierbleiben.«

»Was wird aus dem Haus?« Sollten sie alles, was sie besaßen, alles, woran sie hingen, einfach zurücklassen?

»Das Haus ist nicht so wichtig. Das Leben unserer Kinder steht auf dem Spiel.«

Lionel bemühte sich, einen kühlen Kopf zu bewahren, aber innerlich schäumte er. Es erboste ihn, dass die Polizei nicht imstande war, seine Familie und sein Zuhause zu schützen.

»Ich lass schon mal den Motor warmlaufen.« Er wollte es nicht riskieren, dass der Wagen nicht ansprang und sie einem wütenden Pöbel ausgesetzt waren.

Lionel warf sich seinen Mantel über und eilte durch die Hintertür zur Garage. Margaret kehrte ins Kinderzimmer zurück, wo sie Jacqueline und Mitchell, die beide schon bettfertig waren, befahl, sich wieder anzuziehen.

»Aber warum denn, Mom? Gehen wir fort? Wohin gehen wir?«, fragte das Mädchen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Margaret kopfschüttelnd. »Frag nicht so viel, beeilt euch lieber!«

Ein lautes Poltern ließ sie zusammenzucken. Sie spähte ängstlich aus dem Fenster und sah, dass etwas auf die vordere Veranda geschleudert worden war. Sie dachte an ihren Garten, den sie so liebevoll gepflegt hatte, an die Steinfiguren und die Blumen in den bunten Übertöpfen, die ihn im Sommer schmückten. Sie glaubte nicht, dass irgendetwas davon übrig bleiben würde. Ihr war nach Weinen zumute, aber sie riss sich um ihrer Kinder willen zusammen.

»Bleibt von den Fenstern weg, hört ihr?« Margarets Stimme zitterte.

Hastig raffte sie ein paar Kleidungsstücke aus den Schubladen der Kommode zusammen und warf alles in eine Tasche. Dann lief sie in ihr Schlafzimmer, um ein paar Sachen von sich und Lionel einzupacken. Als sie ein Schubfach aufzog, fiel ihr Blick auf ihre Fotoalben. Sie nahm zwei heraus,

die Fotos der Kinder enthielten, und legte sie in den Koffer. Kleidung konnte man ersetzen, die Fotos nicht. Nach kurzer Überlegung warf sie auch ihr Tagebuch hinein. Sie hoffte, Lionel würde sie verstehen.

Als er wenige Minuten später wieder hereinkam, hatte sie eine Tasche und einen Koffer gepackt. Die Kinder waren dick eingemummelt. Es war bitterkalt, so kalt wie lange nicht mehr, und es schneite seit einigen Stunden ununterbrochen. Lionel nahm die Tasche in die eine Hand, den Koffer in die andere.

»Seid ihr so weit?«

Margaret nickte und sah ihre beiden Kinder besorgt an. Mitchell hielt seine hölzerne Spielzeuglok an sich gepresst. Er hatte die Eisenbahn zu seinem achten Geburtstag wenige Wochen zuvor geschenkt bekommen.

»Möchtest du nicht eine von deinen Puppen mitnehmen, Jacqueline?« Ihre Tochter spielte schon seit langem nicht mehr mit ihren Puppen, aber Margaret dachte, dass sie vielleicht ein Andenken an ihre Kindheit mitnehmen wolle. Immerhin war es möglich, dass sie ihr Zuhause bei ihrer Rückkehr nicht mehr vorfinden würden.

»Nein«, erwiderte das Mädchen ernst. »Ich bin zu alt zum Puppenspielen, Mom.«

Diese Worte brachen Margaret schier das Herz. Ihre Tochter musste viel zu schnell erwachsen werden, dabei war sie mit ihren dreizehn Jahren doch noch ein Kind, das auf ihren Schutz und ihre Fürsorge angewiesen war.

»Wohin gehen wir, Daddy?«, fragte Mitchell. Er war noch zu klein, um den Ernst der Situation erfassen zu können. Für ihn war der unvorhergesehene Ausflug ein spannendes Abenteuer.

»Ich weiß es noch nicht, mein Sohn.«

Lionel klemmte sich die Reisetasche unter den Arm und ergriff Mitchells Hand. Der Junge blickte vertrauensvoll zu ihm auf. Lionel gab es einen Stich. Er würde lieber sterben, als zuzulassen, dass seiner Familie ein Leid geschah.

Das Splittern von Glas schreckte sie auf. Margaret stieß einen Entsetzensschrei aus, als sie den rötlichen Lichtschein bemerkte, der aus dem Wohnzimmer fiel. Die Fensterscheibe war mit einem Brandsatz eingeworfen worden, einer mit Benzin gefüllten Flasche, die mit einem Lumpen zugestopft war, den man angezündet hatte. Der Boden war mit Scherben übersät. Schon hatten die Flammen auf die schweren Vorhänge übergegriffen und züngelten über den Teppich.

Margaret drückte ihre beiden völlig verängstigten Kinder fest an sich, während sie mit weit aufgerissenen Augen auf die gespenstische Szenerie starrte. Durch das zerbrochene Fenster konnte sie dunkle Gestalten durch den Vorgarten schleichen sehen und hörte Drohungen und Beschimpfungen, die sich gegen sie und ihre Familie richteten.

»Machen wir, dass wir hier rauskommen«, stieß Lionel gepresst hervor. Er konnte nicht fassen, wie schnell ihr aller Leben sich in einen Albtraum verwandelt hatte.

»Aber wir müssen doch etwas tun!«, stammelte Margaret.

Sie liebte ihr Zuhause über alles, aber kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als sie es auch schon bereute. Sie mussten sich und ihre Kinder in Sicherheit bringen. Alles andere war im Grunde unwichtig.

»Dafür haben wir keine Zeit. Los, beeilt euch!« Lionel drängte seine Frau und seine Kinder zur Hintertür.



Sie liefen zur Garage. Als Margaret und die Kinder eingestiegen waren, warf Lionel einen prüfenden Blick in die schmale Straße hinter dem Grundstück. Sie wirkte verlassen. Er eilte zum Auto und sprang hinein.

Sekunden später rollte der Wagen auf die schneebedeckte Nebenstraße. Lionel ließ die Scheinwerfer ausgeschaltet, als er nach links auf die Hauptstraße einbog, die früher an diesem Tag geräumt worden war. Er fuhr langsam, um nicht auf sich aufmerksam zu machen, er hoffte inständig, dass ihre Flucht unbemerkt blieb.

Einige Augenblicke lang glaubte er schon, sie hätten es geschafft und seien in Sicherheit, doch dann hörte er plötzlich jemanden brüllen: »Da sind sie! Los, hinterher! Die schnappen wir uns!«

Lionel schlug das Herz bis zum Hals. Er schaltete die Scheinwerfer ein, gab Gas und fuhr so schnell, wie die schlüpfrige Straße es zuließ. Im Rückspiegel sah er, wie sie von ein paar Männern zu Fuß verfolgt wurden. Aber es gelang ihm, sie abzuhängen. Er atmete auf, als sie endlich auf die Schnellstraße gelangten. Eine Weile schien es, als hätten sie ihre Verfolger abgehängt, doch auf einmal tauchten Scheinwerfer im Rückspiegel auf. Das Fahrzeug, zu dem sie gehörten, kam rasch näher.

»Gott, steh uns bei«, murmelte Lionel.

Margaret blickte ihn angstvoll an. »Was ist?«

Er antwortete nicht. Er umklammerte das Lenkrad mit beiden Händen und trat das Gaspedal durch, aber in seiner Panik verlor er auf der vereisten Straße die Kontrolle über den Wagen. Das Auto schlidderte seitwärts in den am Straßenrand aufgetürmten Schnee. Margaret und die Kinder

schrien auf. Lionel nahm den Fuß vom Gaspedal, und die von einer Vakuumpumpe betriebenen Scheibenwischer schoben die Schneeflocken schneller von der Windschutzscheibe. Irgendwie gelang es Lionel, das Fahrzeug wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Er streifte seine Frau mit einem Seitenblick. Selbst in dem schummrigen Licht im Fahrzeuginneren konnte er erkennen, dass sie kalkweiß geworden war. Die beiden Kinder klammerten sich auf der Rückbank aneinander. Mitchell blickte ängstlich über die Schulter aus dem Heckfenster. Schließlich drehte er sich um, kniete sich hin und wischte mit der Hand über die angelaufene Scheibe.

»Da ist ein Wagen hinter uns, Daddy. Er ist ganz schön schnell.« Lionel antwortete nicht. Der Junge wandte sich seiner Schwester zu. »Verfolgt er uns?«

»Nein, nein«, beruhigte Jacqueline ihn. »Setz dich wieder richtig hin.«

»Hast du nicht gehört?«, fuhr Margaret ihn an. »Tu, was deine Schwester sagt.«

Lionel trat das Gaspedal von neuem durch.

»Nicht so schnell!«, kreischte Margaret. Sie spürte, wie der Wagen auf der glatten Straße ins Rutschen kam, und klammerte sich an ihren Sitz. Das Schneetreiben war so dicht, dass sie kaum ein paar Meter weit sehen konnten.

Lionel blickte nervös in den Rückspiegel. Die Scheinwerfer hinter ihnen kamen rasch näher, und sie waren praktisch völlig allein auf dieser Schnellstraße. Nackte Angst schnürte Lionel die Brust zusammen. Er malte sich aus, wie seine Frau und seine Kinder von Valmae Browns Angehörigen aus Rache ermordet wurden. Das durfte er nicht zulassen. Seine

Familie bedeutete ihm mehr als alles auf der Welt, und sie verließen sich darauf, dass er sie beschützte. Er flehte im Stillen, dass ein Wunder geschah.

Die Straße beschrieb einen lang gezogenen Rechtsbogen. Lionel schlug das Lenkrad ein, aber der Wagen reagierte nicht, die Räder blockierten. Sie fuhren geradewegs auf die Gegenfahrbahn. In diesem Moment näherte sich ein Fahrzeug. Lionel kniff die Augen gegen das grelle Scheinwerferlicht zusammen. Er hörte noch, wie Margaret einen gellenden Schrei ausstieß, dann prallten sie mit dem Kühler in eine Schneeverwehung am Straßenrand, fast gleichzeitig wurden sie von dem entgegenkommenden Fahrzeug gerammt. Der Wagen schoss über die Leitplanke hinweg und eine Böschung hinunter, überschlug sich mehrfach und blieb neben einer Bahnlinie auf dem Dach liegen.

Plötzlich war es totenstill. Nur das Surren und Zischen der sich drehenden Räder war zu hören.

Als Jacqueline die Augen aufschlug, herrschte Dunkelheit rings um sie her. Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Sie wusste nur, dass ihr Genick und ihre Schulter furchtbar wehtaten und sie entsetzlich froh. Erst nach einer ganzen Weile wurde ihr klar, dass sie auf der Innenseite des Wagendachs lag und nicht auf der Rückbank.

»Mom?«, krächzte sie schwach. »Dad?« Niemand antwortete.

Sie tastete mit beiden Händen ihre Umgebung ab. Jacqueline fand Mitchell im selben Moment, als der Strahl einer Taschenlampe sein lebloses, blutüberströmtes Gesicht erfasste. Seine Spielzeuglok lag neben ihm.

»Wach auf, Mitchell«, wisperte Jacqueline, die eine düstere Vorahnung überkam. »Mitchell? Wach doch auf!«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie hörte Stimmen, einige waren weiter weg, andere ganz nah. Sie lauschte. Ob ihre Eltern sich schon aus dem Wagen befreit und Hilfe geholt hatten?

»Alles in Ordnung?«, fragte eine freundliche männliche Stimme. Jacqueline drehte den Kopf ein klein wenig und erblickte einen Mann, der im Schnee kniete und durch das zersplitterte Fenster zu ihr hereinsah. »Hab keine Angst, wir holen dich gleich da raus.«

»Wo ist meine Mom?«, wimmerte das Mädchen. »Ich will zu meiner Mom.«

Obwohl sie benommen und völlig verwirrt war, hörte sie genau, wie jemand leise sagte: »Der Junge und die Frau haben es nicht geschafft.«

Diese Worte sollten ihr Leben für immer verändern.

Oktober 1964  
Küste von South Australia

»Da bist du ja, Henry!«, rief Jacqueline, als sie ihren Mann an der Schiffsreling erblickte.

Henry, der sich angeregt mit einer blonden Frau unterhalten hatte, fuhr erschrocken herum. »Jacqueline!« Die Umstehenden blickten verblüfft auf, so entgeistert hatte er den Namen seiner Frau ausgesprochen. »Ich habe gar nicht damit gerechnet ... ich meine, schön, dass du an Deck gekommen bist, Liebes.« Er lächelte gezwungen.

Jacqueline hatte seit Wochen kaum etwas zu sich genommen, deshalb war sie entkräftet und ganz außer Atem, nachdem sie von ihrer Kabine auf dem C-Deck die drei Treppen zum Promenadendeck hinaufgestiegen war. Sie war so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie die merkwürdige Reaktion ihres Mannes nicht bemerkte. Auf wackligen Beinen stakste sie auf dem schlingernden Schiff an die Reling und umklammerte sie mit beiden Händen.

»Als ich durch das Bullauge Land gesehen habe, hielt ich es unten nicht mehr aus.« Jacqueline zog die salzige Seeluft tief in die Lungen. »Herrlich! Endlich wieder frische Luft!« Sie schloss die Augen und streckte ihr blasses Gesicht der Morgensonne entgegen, die sie mit ihren warmen Strahlen liebte.

Zum ersten Mal seit Wochen war ihr nicht sterbenselend.

Seit sie in Amerika an Bord der *Liberty Star* gegangen war, war sie seekrank gewesen. Der Schiffsarzt hatte ihr verschiedene Mittel gegen die heftige Übelkeit verabreicht, aber nichts hatte wirklich geholfen. Viele Menschen würden seekrank, sogar Seeleute seien nicht dagegen gefeit, hatte er ihr erklärt, den einen oder anderen habe man schon auf seinem Bett festbinden müssen, damit er nicht über Bord sprang, weil ihm so fürchterlich übel war. Jacqueline hatte fast zwei Wochen in ihrer Kabine verbracht, Henrys verblüffte Reaktion über ihr unverhofftes Auftauchen verwunderte sie daher nicht.

»Falls du jemals wieder die Absicht haben solltest, eine Schiffsreise mit mir zu machen, bringe ich dich um, Henry«, drohte sie ihm.

Abermals atmete sie tief durch. Da sie die Augen immer noch geschlossen hatte, sah sie nicht, wie ein Ausdruck nervösen Unbehagens über das Gesicht ihres Mannes huschte.

Nach einiger Zeit öffnete Jacqueline die Augen wieder, blinzelte und seufzte. »Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal so froh sein könnte, Land zu sehen«, flüsterte sie ergriffen. Sie ließ ihren Blick über den langen weißen Strand und die Kiefern dahinter schweifen und rief ihrem Mann zu: »Sag mir bitte, dass wir uns dem Hafen von Melbourne nähern.«

»Nein, das da vorne ist Outer Harbour in South Australia. Wir legen hier einen Zwischenstopp ein, bevor es nach Melbourne weitergeht.«

Jacqueline machte ein enttäuschtes Gesicht. »Aber wir werden doch von Bord gehen und uns ein bisschen die Beine vertreten können, oder?«

Henry schüttelte den Kopf. »Meines Wissens nicht. Hier dürfen nur die Passagiere, die nach Adelaide wollen, das Schiff verlassen.«

Jacqueline stöhnte. Doch dann sagte sie sich, dass es nach knapp vier Wochen auf See auf einen Tag mehr oder weniger auch nicht ankam. »Wer war eigentlich die blonde Frau, mit der du dich unterhalten hast?«, fragte sie unvermittelt.

»Welche Frau?«, entgegnete Henry mit ausdrucksloser Miene.

Jacqueline schaute über seine Schulter auf die Frau, die ein Stück entfernt mit dem Rücken zu ihnen stand und sich jetzt mit einem anderen Passagier unterhielt, dessen Frau nicht besonders glücklich darüber schien.

»Na, die in dem kurzen lila Minirock, der weißen Bluse und den Schuhen mit den zerschrammten Absätzen.« Jacqueline hielt es für überflüssig, die schönen Beine zu erwähnen. Henry war kein Frauenheld, aber blind war er auch nicht.

Henry drehte sich nicht um. Es überraschte ihn nicht im Mindesten, dass seiner Frau ein unwichtiges Detail wie zerschrammte Absätze auffiel. Jacqueline hatte die Angewohnheit, die merkwürdigsten Dinge an anderen Menschen zur Kenntnis zu nehmen. Hatte ihn das anfangs noch fasziniert, fand er diese Marotte mittlerweile einfach nur nervtötend. »Ach so, die! Oh, das ist nur eine Mitreisende ...«

»Das dachte ich mir beinahe, Henry«, versetzte Jacqueline trocken. »Ein Mitglied der Crew oder ein blinder Passagier würde wohl kaum mit Minirock und Pfennigabsätzen hier herumlaufen.«

Henry lief rot an. Er räusperte sich und wechselte das Thema. »Morgen um diese Zeit legen wir in Melbourne an, wenn alles gut geht, Jacqueline. Dann hast du wieder festen Boden unter den Füßen.«

»Ich kann's kaum erwarten«, erwiderte sie.

Etwas am Gesichtsausdruck ihres Mannes irritierte sie. Aber sie führte die ängstliche Angespanntheit, die sich auf seiner Miene spiegelte, auf den bevorstehenden Neuanfang in einem fremden Land zurück und fand seine Gefühle verständlich. Henry würde in das Möbelgeschäft seines Bruders einsteigen, das sie zu vergrößern beabsichtigten. Nachdem er fünfzehn Jahre lang in New York City einen auf Küchengeräte spezialisierten Elektrohandel geführt hatte, war es ganz normal, dass ihm ein wenig mulmig bei dem Gedanken war, sich die Leitung einer Firma, die er nicht selbst aufgebaut hatte, mit seinem Bruder zu teilen, den er jahrelang nicht gesehen hatte. Dennoch waren sie beide der Meinung gewesen, dass ein neuer Anfang in einem fremden Land genau das Richtige für sie war. Henrys Bruder hatte Australien als Land der vielen Möglichkeiten beschrieben, ihnen von seiner endlosen Weite, dem warmen Klima und der leuchtenden Sonne vorgeschwärmt.

Henry warf einen flüchtigen Blick über seine Schulter. Die hübsche Blondine war fort. Er wandte sich wieder seiner Frau zu. Der Wind spielte mit ihren langen, seidigen braunen Haaren. Ihre blasse Haut ließ sie kränklich aussehen, ihr weißes Kleid unterstrich das noch. Da sie während der Überfahrt fast nichts bei sich behalten hatte, hatte sie ein paar Pfund abgenommen. Von den weiblichen Rundungen, die er einmal so geliebt hatte, war kaum noch etwas zu sehen.



Die angegriffene Gesundheit seiner Frau verstärkte Henrys Schuldgefühle. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr, er würde tun, was getan werden musste. Er holte tief Luft und sagte ernst: »Jacqueline.«

»Hm?«, machte sie abwesend, den Blick aufs Festland gerichtet, in Gedanken bei ihrem neuen Zuhause. Jetzt, wo Australien und ihr Ziel in diesem fremden Land in greifbare Nähe gerückt waren, war sie zum ersten Mal seit ihrer Abreise aus New York richtig aufgeregt.

»Ich muss etwas mit dir besprechen. Etwas sehr Wichtiges.«

Henrys Herz raste, der Schweiß brach ihm aus allen Poren, und es gelang ihm nicht, das Zittern in seiner Stimme zu unterdrücken. Er hatte eigentlich warten wollen, bis sich seine Frau vollständig erholt hatte, aber er merkte, wie ihm die Zeit davonlief.

»Jacqueline, hörst du mir überhaupt zu?«

»Was sagst du?« Sie wandte den Kopf und sah den Mann, mit dem sie seit zehn Jahren verheiratet war, prüfend an. Er sah besser aus denn je. »Hast du Sport getrieben, Henry?«

»Sport?« Er nestelte nervös an seinem Hemdkragen. »Unsinn! Wie kommst du denn auf so was?«

»Du siehst blendend aus, richtig gesund, irgendwie jünger.«

Er war vor einem knappen Jahr vierzig geworden, aber er wirkte nicht viel älter als sie selbst, und sie war einunddreißig. Obwohl er immer auf eine gepflegte Erscheinung geachtet hatte, war er noch sorgfältiger gekleidet als sonst. Außerdem konnte sie riechen, dass er sein bestes Rasierwasser benutzt hatte.

Jacqueline konnte sich sehr gut an den vierzigsten Geburtstag ihres Mannes erinnern, weil er Henry in eine Art Krise gestürzt hatte, die sich unter anderem in einem starken Wunsch nach Veränderung geäußert hatte. Das könne doch nicht alles gewesen sein, hatte er gesagt, es müsse doch noch mehr im Leben geben, es sei höchste Zeit, etwas Neues anzufangen. Nicht lange danach hatten sie den Entschluss gefasst, nach Australien auszuwandern.

»Im Gegensatz zu mir bist du auf See offenbar richtiggehend aufgeblüht«, bemerkte Jacqueline und versuchte, sich ihren Neid nicht anmerken zu lassen. Sie hatte das Gefühl, in den letzten Wochen um zehn Jahre gealtert zu sein. Befangen kramte sie ihre Sonnenbrille hervor und setzte sie auf, damit man ihre müden Augen nicht sah.

Henry, der von heftigen Schuldgefühlen geplagt wurde, machte den Mund auf, um zu protestieren, klappte ihn dann aber wieder zu und schwieg.

»Kein Wunder, dass sich Frauen, die halb so alt sind wie du, für dich interessieren«, neckte sie ihn. »Du bist der attraktivste Mann auf diesem Schiff, und du bist praktisch wochenlang allein gewesen.« Genau wie sie selbst. Sie hatte sich manches Mal sehr einsam gefühlt, aber sie machte Henry keinen Vorwurf deswegen. Sie konnte ja nicht erwarten, dass er die ganze Zeit bei ihr in der Kabine saß und ihr Gesellschaft leistete. Das wäre egoistisch. »Ein Glück, dass ich dir vertrauen kann und dich nicht ständig im Auge behalten muss.«

Sie scherzte nur, aber Henry fühlte sich höchst unbehaglich. »Lass uns nach unten gehen, Jacqueline, ich muss unbedingt mit dir reden.« Er hasste sich für das, was er ihr an-

tun würde, aber er konnte nicht länger mit dieser Lüge leben.

»Nach unten? Ich denke gar nicht daran! Es wäre mir völlig egal, wenn ich diese Kabine nie wieder von innen zu sehen brauchte. Weißt du, was? Ich glaube, ich werde heute Nacht an Deck schlafen. Warm genug ist es.«

Obwohl es erst Morgen war, war es tatsächlich schon recht warm. Seit sie den Äquator überquert hatten, herrschte in den Kabinen bereits um die Mittagszeit eine unerträgliche Hitze, nachts war es nicht viel besser. Jacquelines Beschwerden wegen der unzureichenden Klimaanlage waren auf taube Ohren gestoßen, und das Lüftchen, das durch das Bullauge hereinwehte, reichte bei weitem nicht zur Kühlung aus. Sie konnte es Henry nicht übel nehmen, dass er die meiste Zeit oben an Deck verbracht und nachts manchmal sogar in einem Liegestuhl geschlafen hatte.

»Jacqueline, bitte!«, sagte Henry beschwörend. Er konnte diese Unterhaltung nicht noch länger hinausschieben, er hatte ohnehin bis zur letzten Minute damit gewartet.

Jacqueline musterte ihn irritiert. Er hörte sich so furchtbar ernst an. Andererseits neigte er dazu, die Dinge zu dramatisieren. »Wir können uns doch hier unterhalten, Henry. Die frische Luft und der Sonnenschein tun mir so unendlich gut!«

»Nein, Liebes, wir müssen unter vier Augen miteinander reden.« Henry fasste seine Frau bei der Hand und steuerte auf einen Niedergang zu. Er fürchtete, Jacqueline werde ihm eine Szene machen, und er wollte nicht, dass andere Passagiere etwas davon mitbekamen.

Jacqueline machte sich los. »Ich will aber nicht nach un-

ten, Henry! Warum setzen wir uns nicht in einen Salon, damit ich wenigstens das Festland sehen kann?»

Normalerweise war er Wachs in ihren Händen, aber dieses Mal ließ er sich nicht erweichen. »Was ich dir zu sagen habe, ist nicht für fremde Ohren bestimmt. Ich muss darauf bestehen, dass wir unsere Kabine aufsuchen.«

»Na schön, wie du willst.« Jacqueline, die sich keinen Reim auf sein merkwürdiges Verhalten machen konnte, gingen die verrücktesten Gedanken durch den Kopf, als sie ihrem Mann durch einen Korridor zu einem der Niedergänge folgte, die zu den unteren Kabinendecks führten. Hätte er nicht so offensichtlich vor Gesundheit gestrotzt, hätte sie geglaubt, er werde ihr mitteilen, dass er schwer erkrankt sei. Wahrscheinlich, so vermutete sie, ging es um die Teilhaberschaft mit seinem Bruder. Sie hatte von Anfang an den Eindruck gehabt, dass er nicht wirklich begeistert war von der Vorstellung, Möbel zu verkaufen. Aber musste er deshalb gleich so theatralisch werden?

Henry schloss die Kabinentür und begann, nervös auf und ab zu gehen. Jacqueline setzte sich auf das Bett und strich mechanisch die Falten in der Tagesdecke glatt. Henry bemerkte es. Ihr Perfektionismus ging ihm auf die Nerven.

»Lass das doch, Jacqueline«, fauchte er.

Erschrocken blickte sie auf.

Er fuhr sich übers Haar. Jetzt, wo es so weit war, wusste er nicht, wie er vorgehen sollte. Einfach mit der Wahrheit herausplatzen oder es ihr schonend beibringen? Aber wie er es auch anfangen würde, das Ergebnis wäre das gleiche – Jacqueline wäre tief verletzt.

»Was ist denn los mit dir, Henry? Warum bist du so gereizt? Man könnte ja meinen, du hättest etwas zu verbergen«, stichelte sie und fügte scherzend hinzu: »Hast du eine heimliche Affäre mit einer Reisebekanntschaft?«

Henry blieb wie angewurzelt stehen. »Wie ... wie kommst du denn darauf?«, stammelte er schuldbewusst.

Jacqueline musterte seinen entgeisterten Gesichtsausdruck. »Das war nur ein Witz, Henry. Du meine Güte, sei doch ein bisschen lockerer!« Sie hatte sich immer glücklich geschätzt, weil sie sich keinen treueren Mann wünschen konnte. Wenn er doch nur ein bisschen mehr Humor hätte!

Henry bekam plötzlich weiche Knie. Er ließ sich neben Jacqueline aufs Bett fallen und stützte seinen Kopf in beide Hände. Selten war ihm etwas so schwer gefallen, aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

»Ist es wegen des Geschäfts?«, fragte Jacqueline und sah ihren Mann forschend an. »Hast du es dir anders überlegt? Willst du dich doch nicht mit deinem Bruder zusammenschließen? Ich könnte es verstehen, weißt du, und Philip sicher auch.«

Henry schüttelte den Kopf. »Nein, darum geht es nicht.« Er sah in die vertrauensvollen braunen Augen seiner Frau und versuchte, sich nicht wie ein erbärmlicher Schuft vorzukommen. »Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, und deshalb sage ich es einfach geradeheraus. Ich habe ... jemanden kennen gelernt ...«

Er wandte sich ab und knetete nervös seine Hände. Henry kannte Jacquelines Wutausbrüche. In ihrer Ehe hatte er den einen oder anderen erlebt, ihr Jähzorn konnte ziemlich Furcht einflößend sein.

»Du hast ... jemanden kennen gelernt«, wiederholte sie verwirrt. Sie glaubte, sich verhöhrt zu haben. »Das ist nicht komisch, Henry.«

Er dachte an die Zukunft, die er sich so sehr wünschte, und nahm all seinen Mut zusammen. »Ich meine es ernst, Jacqueline. Ich habe eine andere Frau kennen gelernt, und ich möchte ein neues Leben mit ihr beginnen.«

Es war eine Wohltat gewesen, mit jemandem zusammen zu sein, der nicht nach Perfektion strebte, der keinen Gedanken an etwas so Unwichtiges wie zerschrammte Absätze verschwendete. Doch das behielt er für sich.

»Henry, ich verstehe kein Wort! Wovon redest du da?« Jacqueline starrte ihn bestürzt an. Falls das ein Witz sein sollte, konnte sie überhaupt nicht darüber lachen. Aber es schien ihm vollkommen ernst zu sein. »Du hast mich um die halbe Welt geschleppt, damit wir beide hier ein neues Leben beginnen können, du und ich!«

»Ich will dir nicht wehtun, Jacqueline, aber du weißt, dass ich mir immer eine Familie gewünscht habe.« Es war schäbig, ihr ein schlechtes Gewissen machen zu wollen, aber sie ließ ihm keine andere Wahl.

Jacqueline war wie vor den Kopf geschlagen. Kinder waren seit Jahren kein Thema mehr gewesen. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, und irgendwann hatten sie sich damit abgefunden. Einmal hatten sie sogar eine Adoption in Erwägung gezogen, den Gedanken aber wieder verworfen.

Eine heftige Übelkeit erfasste sie, aber dieses Mal lag es nicht an den Schlingerbewegungen des Schiffs. »Ich weiß nicht, was du mir eigentlich sagen willst, Henry, aber was es auch sein mag, ich kann im Moment nicht damit umgehen.«

Panik stieg in ihr auf. Ihr Herz hämmerte. Das konnte nur ein schlechter Traum sein! In ihrer gegenwärtigen Verfassung war sie nicht in der Lage, eine seelische Krise zu meistern, und sie konnte nicht glauben, dass Henry sie ausgerechnet jetzt damit konfrontierte. Genauso wenig konnte sie glauben, dass er sie betrogen hatte. Sie hätte ihre Hand für ihn ins Feuer gelegt.

»Es tut mir leid, Jacqueline, aber wir können diese Unterhaltung nicht aufschieben. Ich habe mich auf dieser Reise in eine andere Frau verliebt – ich möchte sie heiraten und eine Familie mit ihr gründen.«

Plötzlich ertrug Henry die Nähe zu seiner Frau nicht mehr. Er stand auf und stellte sich mit dem Rücken zur Tür vor sie.

Jacqueline sah ihren Mann fassungslos an. Seine Worte schienen keinen Sinn zu ergeben. Es war, als hätte er in einer fremden Sprache zu ihr gesprochen. »Wie kannst du dich in dieser kurzen Zeit so sehr in eine andere verlieben, dass du sie heiraten und Kinder mit ihr haben willst? Das ist doch nicht möglich! Zumal du bereits eine Frau hast!«

»Ich weiß, dass das alles sehr schnell gegangen ist, aber unsere Gefühle füreinander sind nun einmal da, wir können sie nicht ignorieren.«

Jacqueline schüttelte nur den Kopf. Henry hatte offensichtlich den Verstand verloren, eine andere Erklärung konnte es nicht geben.

»Du kannst ja nichts dafür, dass du keine Kinder bekommen kannst«, fuhr er fort. »Du sollst wissen, dass ich dir deswegen nicht böse bin.«

Jacqueline starrte ihn offenen Mundes an. Sie hatte keine

Ahnung gehabt, dass das Thema Kinder so wichtig für ihn war. Er hatte ihr nie diesen Eindruck vermittelt. »Wie großzügig von dir«, bemerkte sie bissig. »Ich dachte, wir seien uns einig gewesen, dass in unserem Leben kein Platz für Kinder ist.«

Henry senkte seinen Blick. »*Du* warst dir einig, Jacqueline.« Vielleicht hätte er darauf gedrängt, ein Kind zu adoptieren, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, dass sie es im Grunde nicht wollte, weil es ihren Lebensstil zu sehr beeinträchtigen würde. »Ich habe mir immer Kinder gewünscht, und allmählich läuft mir die Zeit davon. Ich bin kein junger Mann mehr.«

Jacqueline musterte Henry wortlos. Das war nicht ihr Ehemann, der da vor ihr stand, sondern ein grausamer, herzloser Fremder. Jetzt kam es ihr auf groteske Weise absurd vor, dass sie ihm gerade eben noch gesagt hatte, wie jung und attraktiv er aussah. Zumindest war ihr jetzt der Grund dafür klar.

»Ist das nicht nur eine Ausrede, weil du scharf auf so ein junges Ding bist?« Es wollte ihr nicht in den Kopf, dass er sie nicht mehr liebte und sie betrogen hatte, während es ihr so schlecht gegangen war. »Seien wir doch mal ehrlich: Du bist viel zu egoistisch, um ein guter Vater zu sein.« Sie hatte ihn in all den Jahren verwöhnt, ihm jeden Wunsch von den Augen abgelesen und so dafür gesorgt, dass er bequem geworden war.

Henry zuckte zusammen. Er hatte natürlich damit gerechnet, dass sie ihn beschimpfen würde, aber für einen Egoisten hielt er sich nicht. Er wich unwillkürlich einen Schritt zurück und prallte gegen die Kabinentür.